

Gegenstand), nach ihrer dominierenden Illokution (INFORMIEREN, RATEN, gegebenenfalls WARNEN) und nach für diese Textsorte konventionell geregelten sprachlich-lokutiven Mitteln (sprachliches Feld des ANWEISENs und WARNENs z. B.) beschrieben werden.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich eine terminologische Festlegung. Die Termini ‚Textmuster‘ und ‚Textsorte‘ werden nicht gleichgesetzt, sondern für die unterscheidende Bezeichnung zweier Seiten ein und derselben Sache verwendet. Gemeinsam erfasst man mit ihnen den Sachverhalt, dass wir Alltagskenntnisse über Texte haben, die es uns ermöglichen, einen Text aufgrund prototypischer Merkmale einer Textgruppe zuzuordnen. Mit ‚Textmuster‘ wird nun der qualitative Aspekt einer solchen Textgruppe erfasst. Man kann ein Textmuster als eine Anweisung mit prototypischen Elementen und Freiräumen betrachten, das über die jeweiligen inhaltlichen, funktionalen und formalen Gebrauchsbedingungen für Texte einer Textsorte informiert, also über deren thematisch-propositionale, handlungstypisch-illokutive und stilistisch-formulative Mittel. Mit dem Terminus ‚Textsorte‘ wird der quantitative Aspekt erfasst, der besagt, dass es Gruppen von Texten gibt, die jeweils einem eigenen Textmuster folgen. Unter einer Textsorte ist demnach eine Klasse von Texten zu verstehen, die einem gemeinsamen Textmuster folgen. Diese Festlegung ist, wie wir oben gesehen haben, auch für die Bestimmung typologischer Intertextualität nützlich. Die Tatsache, dass Textmuster in Textexemplaren auch gemischt auftreten können, soll hier abschließend nur erwähnt werden.

1.3 Stil

1.3.1 Stilauffassungen und Textualitätskriterien

Wir haben in Teil 1.2 gesehen, dass Texte nicht unabhängig von ihrer Produktion und Rezeption betrachtet werden können. Die Umsetzung außersprachlicher Voraussetzungen (Situation, Intention, Funktion) auf der Textoberfläche geschieht durch Versprachlichung. Man muss sich bewusst machen, dass auf der Ebene der sprachlichen Äußerung – auch im Bereich der Sachtexte – immer eigene, individuelle Lösungen gefunden werden (müssen), dass unikale Texte entstehen, die sich, von Ausnahmen abgesehen, nicht wiederholen.

Niemand formuliert genauso wie der andere. In dieser notwendigen Eigenständigkeit der sprachlichen Gestaltung zeigt sich die spezifisch stilistische Domäne: die sprachliche Aktualisierung situativer Gegebenheiten durch ein Individuum mit seinen jeweiligen sprachlichen Fähigkeiten und kommunikativen Erfahrungen. Stil konstituiert sich im Kommunikationsprozess – und zwar bei der Rezeption möglicherweise anders als bei der Produktion. Aus dieser Sicht lässt sich zum Verhältnis von Text und Stil sagen: Das reale Textexemplar ist die sinnlich wahrnehmbare, materialisierte Erscheinungsform sprachlichen Handelns, und der Stil des Textes drückt das Spezifische dieses Handelns aus. Stil entsteht erst in der Einheitlichkeit des Textes. Die Gesamtheit aller in einem Text verwendeten Stilelemente in ihrem Zusammenwirken macht

den Stil aus. Er wird generell mustergeleitet (s. 1.3.3) hergestellt, freilich in individueller Umsetzung der Muster, was nicht verwundert, wenn wir uns daran erinnern, dass Textmuster neben Prototypischem auch Freiräume des Handelns (vgl. 1.2.5) enthalten. Brechungen der Muster – um eines bestimmten Effektes willen vollzogen – sind dabei durchaus möglich.

Aus dieser Situation ergibt sich eine zweifache Sicht auf Stil. Erstens: Stil als Realisierung der Textoberfläche ist ein **WIE**. Er drückt in der sprachlichen Form das Spezifische des im Text umgesetzten Handelns aus. Zweitens: Stil als Realisierung der Textoberfläche ist auch ein **WAS**. Damit soll gesagt sein, dass Stil immer zusätzlich zu der Primärinformation des Textes durch das **WIE**, die Art und Weise des Sagens, sekundäre Informationen liefert. Informationen, die sich auf die Beziehung zwischen dem Sender, den von ihm verwendeten Zeichen und dem Empfänger der Zeichen beziehen. Diese Beziehungen sind sozial geprägt, die Informationen daher pragmatischer Natur. Folgende Arten stilistischer Informationen sind zu nennen:

- Stil ist Information des Produzenten an den Rezipienten über die dem Text zugrunde liegende **Situation**.
- Stil ist auch immer **Selbstdarstellung** des Textproduzenten. Durch die Art und Weise, wie man spricht oder schreibt, gibt man – gewollt oder ungewollt – Informationen über das eigene Selbstverständnis, über seine Rollenauffassung und das Image, das man aufbauen oder wahren möchte.
- Stil ist zudem Mittel der **Beziehungsgestaltung**. Durch die Art und Weise, wie man spricht oder schreibt – z. B. autoritär oder gleichberechtigt, offiziell oder privat, streng oder freundlich –, drückt man aus, welche sozialen Beziehungen man zum Empfänger hat oder herstellen will.
- Stil drückt auch aus, welches Verhältnis der Textproduzierende zur **Sprache** selbst hat. Formuliert man konventionell oder originell, normbewusst oder offen für Abweichungen, einförmig oder variabel? All das gibt Auskunft über das Verhältnis zur Sprache, ohne dass der Handelnde sich das bewusst gemacht haben muss.

Aus dem bisher Gesagten lässt sich nun die Aufgabenverteilung bei der Textbeschreibung zwischen Textlinguistik und Stilistik, die als Teil der Textlinguistik anzusehen ist, ablesen.

Die Textlinguistik hat den übergeordneten Blickwinkel. Sie untersucht den Text als komplexe sprachlich-kommunikative Einheit und will erfassen, was **allen** Texten oder Textklassen gemeinsam ist, was also das Phänomen ‚Text‘ ausmacht. Es geht um universale Texteigenschaften wie die Kriterien der Textualität (vgl. DE BEAUGRANDE / DRESSLER 1981), wie Textmuster, Textstrukturen u. Ä. Allgemeine Regularitäten der Textproduktion und Textrezeption sollen erfasst werden. Die Stilistik dagegen untersucht einen Teilaspekt des Phänomens ‚Text‘ und des Handelns mit Texten. In ihren Gegenstandsbereich fallen diejenigen spezifischen Regularitäten und Muster, die regeln, wie allgemeine Text- und Textsortenmerkmale in konkrete Texte zu überführen sind.

Die Stilistik beschreibt die Funktion von Stil, ein WAS mitzuteilen, und sie untersucht die Mittel, die zur Verfügung stehen, um das WAS in einer bestimmten Weise – durch das WIE – auszudrücken. Sie hat es mit sprachlich realem Handeln im Spannungsfeld von Vorgegebenem und individueller Umsetzung zu tun. Auf zwei Aspekte, die sich aus der Funktion von Stil – Vermitteln eines WAS – und der Art und Weise der Umsetzung dieser Funktion im WIE ergeben, soll noch kurz eingegangen werden. Zum WAS: Die Möglichkeit, sich durch Stil darzustellen, eine bestimmte Auffassung von sich selbst zu präsentieren, wird in der Praxis des Alltags genutzt, um sich sozial anzupassen oder abzuheben. Die Art und Weise, wie man sich äußert (ebenso die Art und Weise, wie man sich kleidet, wie man sich einrichtet usw.), drücken die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht oder Gruppe aus oder genau das Gegenteil, nämlich den Wunsch, nicht dazuzugehören, sich durch seine Stilisierungspraktiken von anderen abzuheben, sich zu unterscheiden. Stilisierung setzt einen einheitlichen Gebrauch von Stilmitteln voraus. Anders gesagt: Alle Stilmittel müssen im Sinne einer Intention zusammenwirken, um als Stil erkennbar zu sein. In dieser Betonung des WIE, der Form, die wesentliche Elemente des Inhalts trägt, liegt ein ästhetisches Moment, wenn man ‚Formästhetik‘ (‚Wirkung der Wortleiber‘, KAINZ 1948, 529)

„als sinnvolles organisches Ganzes“ ansieht, „das die höhere strukturierte und gegliederte Einheit seiner Momente ist“ (KAINZ 1932, 69).

Dies alles sind Probleme, denen die Textlinguistik sich außerhalb des Teilbereichs Stilistik nicht stellt.

Innerhalb der Stilistik als linguistischer Teildisziplin wird zwischen Stiltheorie und Stilpraxis (angewandter Stilistik) unterschieden. Die Stiltheorie befasst sich mit den theoretischen Grundlagen der Stilistik. Ihre Aufgabe ist es, das Wesen des Phänomens ‚Stil‘ zu klären, sich mit Stilauffassungen auseinanderzusetzen, Begriffe und Kategorien zu diskutieren, Muster und Prinzipien des Stilbildens zu finden und zu beschreiben. In der Stilpraxis unterscheiden wir zwischen dem deskriptiven Weg der Stilanalyse (stilistische Erscheinungen eines Textes finden und erläutern, Schul- und Hochschulunterricht), dem präskriptiven Vorgehen (Anleitungen zum Formulieren, z. B. in populärwissenschaftlichen Stillehren und Sprachratgebern) und der Stilkritik (kritisches Werten von Texten nach ihrem Stil, oft mit erzieherisch-moralischer Absicht, Journalismus, Literatur).

Nachdem einige grundsätzliche Bemerkungen zu unserem heutigen Wissen über Stil und zur Stilistik gemacht worden sind, bietet sich nun ein (notwendigerweise knapper) Überblick über ältere und neuere Stilauffassungen an. **Stil als Schmuck der Rede oder Kleid der Gedanken.** Diese auf die antike Rhetorik zurückgehenden Auffassungen lassen sich mit Bezug auf die fünf Teile der Redevorbereitung, die als Kern der rhetorischen Lehre gelten, erklären. Von den fünf Teilen **Inventio** (Stoffsammlung), **Dispositio** (Stoffordnung), **Elocutio** (Formulieren), **Memoria** (Einprägen der Rede) und **Pronuntiatio** (Vortrag) ist

die Elocutio in unserem Zusammenhang relevant. Der Elocutio kam aus rhetorischer Sicht die Aufgabe der Ausschmückung der Gedanken, der Inhalte mit für den Redezweck geeigneten Stilfiguren zu, also der Schmuck der Rede. Die Vorstellung, dass die sprachliche Gestalt das Kleid der Gedanken sei, geht davon aus, dass Stoffsammlung, Stoffanordnung und Formulierung in einem Nacheinander vollzogen werden. Diese strikte Trennung von Denk- und Formulierungsvorgängen kann man nach heutigen Erkenntnissen über Formulierungsvorgänge nicht mehr aufrechterhalten (vgl. auch 1.2.3, prozedurales Textmodell). Wichtig und heute noch akzeptiert ist, was diese Auffassungen betrifft, dass Stil als etwas Intentionales und aufgrund seiner Musterhaftigkeit als lehrbar angesehen wird. Die Lehre von den Stilfiguren lässt sich in Beziehung setzen zu den Textualitätskriterien Kohäsion und Kohärenz (1.2.2). Die Verwendung von Stilfiguren hat natürlich auch etwas mit Selbstdarstellung als Sekundärinformation durch Stil zu tun – sich als sprachgewandt zeigen – und könnte von daher auch mit dem Kriterium der Informativität in Beziehung gebracht werden.

Phänomenologische Stilauffassung / deskriptive Stilistik. Hinter diesen Bezeichnungen stehen einfache, zumindest wenig spezifizierte Auffassungen von Stil. Es sind solche, die Stil als die sprachliche Form eines Textes, als dessen innere Strukturiertheit ansehen und darüber nicht hinausgehen. Erscheinungen der Sprachverwendung im Text werden konstatiert, aber nicht auf Außersprachliches wie Intention, Funktion, Situation, Tätigkeitsbereich oder Stilwirkung bezogen. So werden Stil und Text aus den außersprachlichen Zusammenhängen, in denen sie zweifellos stehen, herausgelöst. SCHNEIDER beschreibt, um ein Beispiel zu nennen, in seiner „Stilistische[n] deutschen Grammatik“ (1959) Stilwerte grammatischer Kategorien vor dem Hintergrund des Sprachsystems, ohne auf deren Verwendung in Textzusammenhängen einzugehen. SEIDLER geht weiter und setzt in seiner „Allgemeinen Stilistik“ (1953) Stilwerte auf allen Ebenen des Sprachsystems an, allerdings beschränkt auf deren ästhetische Leistung. Die Beschreibungen, die in deskriptiven Arbeiten vorgelegt werden, sind in der Regel genau und aufschlussreich. Und niemand würde leugnen, dass Stildeskription wichtig, ja sogar die nötige Vorstufe jeder – wie auch immer begründeten – Herangehensweise an Stil ist. Nur verlangt eine Inventarisierung, wie sie bei der Deskription vorgenommen wird, auch eine Erklärung und Interpretation – im Rahmen einer über das Nur-Sprachliche hinausgehenden Betrachtungsweise.

Stilauffassungen der idealistischen Interpretationsschule / Hermeneutik. Stil gilt in diesen Auffassungen als Sichtbarmachung des Individuellen bzw. als Ausdruck der Befindlichkeit einer Persönlichkeit und wird immer als eine ästhetische Kategorie betrachtet. Das finden wir z. B. in SEIDLERs „Grundfragen einer Wissenschaft von der Sprachkunst“ (1978, 24) als Prinzip festgehalten:

„Es soll in der Gestaltung ein Mensch festgehalten sein“ und „Stil ist also die Gesamtheit der Züge an einem Sprachwerk, die ihm ästhetischen Charakter verleihen“ (ebd.).

Dabei findet SEIDLER ästhetische Möglichkeiten durchaus auch in Sachtexten. Für SPITZER, den sicher bedeutendsten Vertreter der hermeneutischen Schule, gilt als Grundauffassung, dass sich im Sprachlichen das Seelische widerspiegelt. SPITZER, 1887 geboren, Romanist, lehnte sich sehr stark an die Auffassung des Romanisten Karl VOSSLER an, dass Sprachgeschichte als Kultur- und Geistesgeschichte zu verstehen sei, ebenso an die des Philosophen, Historikers und Literaturwissenschaftlers Benedetto CROCE, dessen Grundidee von Sprache ist, dass sie die individuelle künstlerische Tätigkeit des menschlichen Geistes sei. Unter dem Einfluss VOSSLERS und CROCES, was das Ästhetische betrifft, und unter dem FREUDS, was das Psychologische angeht, kommt er in Abgrenzung zur positivistischen Sprachwissenschaft seiner Zeit (PAUL, BEHAGHEL u. a.) zu dem Schluss, dass das Ästhetische an Sprache und der Ausdruck des Psychischen durch Sprache wieder Beachtung finden muss. Die eigentliche Sprache ist für ihn die ästhetisch gebrauchte; denn von ihr gehen – so SPITZER – alle Neuerungen aus. SPITZER entwickelt keine Methode und entwirft keine Theorie, sondern beschreibt das Verfahren, das er selbst bei der Analyse schöner, besonders gelungener Texte anwendet und das darauf hinausläuft, dass man sich möglichst intensiv in den Text hineinversenkt, sich innerlich auf jedes Detail einlässt, um dem Besonderen des Textes gerecht zu werden und damit den Seelenzustand des Schöpfers dieses Textes zu erfassen. Vom Einzelnen, das dem Interpreten auffällt, geht er zur Interpretation des Gesamttextes über und von dort im Interesse der weiteren Bestätigung seiner Interpretation zurück zu den Details, bewegt sich also im Zirkel. Festzuhalten ist: Stil wird als etwas Unbewusstes, dem Individuum Geschehendes betrachtet. Er ist individuell, subjektiv und daher nicht lehrbar. Wie jeder, der sich mit der Stilanalyse literarischer Texte beschäftigt hat, weiß, kann man bei keinem Ansatz, ob struktur- oder zeichenbezogen, auf eine Stufe des immanenten Herangehens verzichten.

Stil als Phänomen der Textstruktur, als strukturelle Erscheinung. Der Strukturalismus als Wissenschaftsparadigma bringt auch strukturalistische Stilauffassungen mit sich. Die gemeinsame Grundlage verschiedener strukturalistischer Auffassungen von Stil ist, dass Texte immer eine Struktur haben und dass Stil und Stilwirkung entstehen durch die spezifische Art von Beziehungen, die die Elemente einer Struktur, hier die Stilelemente, zueinander haben. Diese erhalten ihren Wert nur durch ihren Platz und ihre Relationen innerhalb dieser Struktur. Aus dieser Beschreibung wird schon ersichtlich, dass die Textualitätskriterien der Kohäsion und Kohärenz (vgl. 1.2.2) hier eine wichtige Rolle spielen. Von Bedeutung ist auch das Kriterium der Intentionalität. In strukturalistischen Arbeiten wird vom „Einsatz der Mittel im Hinblick auf eine bestimmte Wirkung“ (RIFFATERRE 1973, 32) gesprochen. Die Rede ist davon,

dass der Text Signale für Lesarten gibt. Besonders wichtig ist aber das Kriterium der Akzeptabilität; denn in dieser Auffassung hat der Rezipient eine entscheidende Rolle – er muss darauf eingestellt sein, die Strukturen und Relationen dieses Textemplars zu erkennen und aus ihnen einen Sinn zu erschließen. (Die Sprachform eines Textes als Äquivalenz zu sehen, als Phänomen, das durch Gleichwertigkeitsbeziehungen und Parallelitäten entsteht, wie es JAKOBSON beschrieben hat, ist eine solche strukturalistische Auffassung, die man auf die Stilanalyse mit Gewinn anwenden kann. Die Analysen beziehen sich vor allem auf poetische Texte und zeigen auf, wie durch parallele Verwendung von Mitteln auf allen Ebenen der Sprache (Reim, Rhythmus, Satzgliedstellung, Wortwahl usw.) Textualität und poetische Wirkung erzeugt werden. Die Einsicht in die Strukturiertheit eines Textes ist bei nichtliterarischen Äußerungen natürlich nicht so umfassend gewährleistet.

Die Vorstellung, dass Stil die **Abweichung von Erwartetem** ist, wie sie von ENKVIST und RIFFATERRE vertreten wird, beruht auf der Tatsache, dass jeder Text seine eigenen Normen hat, d. h. dass er durch die Art und Weise, wie er angelegt und sprachlich gestaltet ist, Erwartungen weckt. Anders gesagt: Man erwartet, dass der Text mit den Mitteln und Verfahren fortgesetzt wird, mit denen er begonnen hat. Diese eigenen Gesetze des Textes können aber durchbrochen werden: Unerwartetes tritt auf, und damit entsteht ein Überraschungseffekt.

Strukturalistisch ist diese Auffassung insofern, als von Gesetzen ausgegangen wird, die innerhalb des Textes entstehen. Diese werden von RIFFATERRE als Norm betrachtet, deren Bruch ein legitimes Stilprinzip ist. ENKVISTS Vorstellung von Stil als Resultat einer Wahl ist strukturalistisch begründet, weil es um das Verhältnis von paradigmatisch gegebenen Bedingungen und dem syntagmatischen Charakter des vorliegenden Textes geht. Auf der paradigmatischen Ebene findet nach dieser Vorstellung nämlich eine Auswahl zwischen bedeutungs- bzw. funktionsgleichen Mitteln statt, die theoretisch in demselben Kontext austauschbar wären. Viele Analysen setzen genau an diesem Punkt an mit der Frage, warum dieses und nicht jenes andere, auch geeignete Mittel gewählt worden ist.

Funktionale Stilauffassungen. Stil als Umsetzung von außersprachlich Vorgegebenem. Die Realisierung von Stil ist in vielerlei Weise gebunden, z. B. an die Situation, die Intention, die Funktion des jeweiligen Textes, auch an den Tätigkeitsbereich, in dem mit dem Text sprachlich gehandelt wird. In außersprachlich bestimmten Tätigkeitsbereichen dominieren für jeweils bestimmte Funktionen und damit von diesen abhängig spezifische Stilzüge und Stilelemente. Es gibt also spezifische Vorgaben, Muster, denen man zu folgen hat. Die Funktionalstilistik hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Regelmäßigkeiten dieser verschiedenen Funktionalstile zu beschreiben (FLEISCHER/MICHEL 1975, genauer 1.3.2.1).

Mit funktionalstilistischen Beschreibungen werden die Intentionalität im Sinne von Textfunktion und auch die Situationalität von Texten erfasst.

Pragmatische und kommunikative Stilauffassungen. In diesen Auffassungen schlägt sich das Wissen von der pragmatischen/sozialen Dimension des Stils nieder. Die Textualitätskriterien der Intentionalität und Situationalität spielen hier die wichtigste Rolle. STOLT (1984) versteht unter Stil die Ausprägung aller am Kommunikationsprozess beteiligten Faktoren. Sie erweitert daher die von LASSWELL (vgl. STOLT 1984, 172) für Kommunikationsvorgänge allgemein aufgestellte Formel Wer – sagt Was – auf welchem Wege – zu Wem – mit welcher Wirkung?, die alle Faktoren der Situation einschließt, um die Frage Wie und bezieht damit ein, was wir unter 1.2.1 als lokutiven Teil einer Äußerung kennen gelernt haben. Die Art der sprachlichen Umsetzung sieht sie als durch den Text bedingt an. Ihre Formel lautet daher: Mit welcher Art von Text – äußert Wer – zu Wem – Was – zu welchem Zweck – Wie? Dass STOLT die Fragen durch den Textbezug und das WIE erweitert, leuchtet ein, dass sie aber die Wirkung nicht mehr berücksichtigt, ist gerade angesichts der Rolle des illokutiven und des perlokutiven Aktes nicht nachzuvollziehen. Die STOLTSche Formel sollte durch die Frage nach der Wirkung ergänzt werden.

Stil ist, folgen wir STOLT, die Art und Weise, etwas zu tun, das WIE ist die Umsetzung situativer Gegebenheiten. Bei SANDIG (1978, 1986), der Hauptvertreterin der pragmatischen Stilistik, liegt der Schwerpunkt auf dem sprachlichen Handeln als der Realisierung der Intentionen des Handelnden und auf der Tatsache, dass Stil sekundäre Information ist – Information über das handelnde Individuum, über sein Bedürfnis, sich sozial anzupassen oder abzugrenzen, über die Art der von ihm gewünschten Beziehungsgestaltung (genauer 1.3.2.2).

Stil als Teil der Textbedeutung. Hier lassen sich alle Stilauffassungen zuordnen, die von einer zusätzlichen, konnotativen Bedeutung (Sekundärbedeutung) ausgehen, sei sie als poetische (den Inhalt in die Form verlagernde) oder als pragmatische (soziale Beziehungen stiftende) zu klassifizieren. Diese Auffassung, die Stil als semantisches bzw. semiotisches Phänomen erfasst (z. B. LERCHNER 1981, 1984b, SANDIG 1986), ermöglicht das Erfassen der poetischen bzw. pragmatischen Dimension eines Textes, der Wahrnehmung dessen, was im Text über die Primärinformation hinausgehend noch mitgeteilt wird. Hier geht es ganz klar um die Textualitätskriterien Kohäsion, Kohärenz, Informativität, Intentionalität und Akzeptabilität.

Stil als Kontextualisierung. Interaktionale Stilistik. Als Ergänzung oder auch als Gegen-Idee zu Stilauffassungen, die von der situativen Geprägtheit von Text und Stil ausgehen, kann die Auffassung betrachtet werden, die Stile als Kontextualisierungshinweise betrachtet (AUER 1992, SELTING 1987, 1997a). Entwickelt wurde diese Auffassung in der Gesprächsanalyse am Beispiel mündlicher dialogischer Texte. Die zugrunde liegende Beobachtung ist, dass Sprecher sich in ihren Äußerungen und mit der Form ihrer Äußerungen nicht nur auf Situationen beziehen, sondern dass sie durch die Art ihres Sprechens und ihrer Interaktion

selbst Situationen konstituieren, z. B. die asymmetrische Gesprächssituation durch nichtautoritäres, Gleichberechtigung ausdrückendes Sprechen symmetrisch gestalten. Stil wird hier als aktiv verwendetes und für die Interaktion wichtiges Gestaltungsmittel betrachtet, das den Kontext verdeutlicht bzw. den Rahmen des Verstehens erst schafft.

Aus der Aufzählung dieser verschiedenen Auffassungen von Stil, zu denen jeweils verschiedene Vertreter mit differenzierten Vorstellungen gehören, wird die Komplexität des Phänomens ‚Stil‘ deutlich. Der Vertreter einer spezifischen Sicht auf Stil kann auch mehrere der genannten Aspekte dabei verbinden. Das wird z. B. bei der genaueren Betrachtung der pragmatischen Stilistik (1.3.2.2) als handlungs- und zeichenbezogener Auffassung deutlich werden.

Es scheint unmöglich, eine einzige gültige Stilbestimmung zu geben, in der alle wesentlichen Aspekte von Stil enthalten sind. Wir haben zu akzeptieren, dass ein so vielschichtiges Phänomen von verschiedenen Seiten her angegangen werden muss und dass verschiedene Auffassungen berechtigt nebeneinander stehen können. Das muss kein Nachteil sein. Der in Stilanalysen Geübte weiß, dass für bestimmte Aufgaben besonders geeignete Methoden zur Verfügung stehen, für andere Aufgaben wieder andere, ebenfalls sehr geeignete. Will man z. B. einen Sachtext unter dem Gesichtspunkt seiner Funktion oder Partnerbezogenheit stilistisch untersuchen, sind funktionalstilistische oder pragmatistilistische Methoden sehr geeignet. Will man dagegen ein Gedicht analysieren, zumal eines, das hermetisch scheint, bieten sich strukturalistische oder semantische Herangehensweisen an, in die in der Regel eine Phase deskriptiven oder werkimmanenten Vorgehens eingeschlossen sein wird.

1.3.2 Funktionalstilistik und Pragmatische Stilistik

1.3.2.1 Funktionalstilistik (FLEISCHER/MICHEL)

Mit dem Begriff ‚Funktion‘ wird hier der für die Funktionalstilistik grundlegende Sachverhalt bezeichnet, dass es einen korrelativen Zusammenhang gibt zwischen Außersprachlichem (Tätigkeitsbereiche, Kommunikationssituationen, gesellschaftliche Aufgaben) und sprachlichen Gebrauchsweisen (typische Verwendungsweisen von Ausdrucksmitteln des Systems). Nach der Art der außersprachlichen Korrelationen unterscheidet die Funktionalstilistik ‚Funktionalstile‘ (s. u., z. B. den des Alltags, des Amtsverkehrs, der Wissenschaft, des Journalismus und den der Belletristik), deren Zahl und Beschreibung differieren und die in funktionale Substile (z. B. Funktionalstil der Wissenschaften: Stil der Wissenschaft, Stil der populärwissenschaftlichen Darstellung und Stil der Wissensvermittlung im Unterricht) oder in Textsorten (Gattungen) weiter untergliedert werden können. Die Funktionalstile sind durch dominierende ‚Stilzüge‘ (s. u.) und ‚Stilelemente‘ (s. u.) gekennzeichnet. Diese Auffassung von Stil versteht sich als eine auf das Funktionieren und die Wirksamkeit der Sprache orientierte Sprachvorstellung, die Funktion ausdrücklich als gesellschaftsbezogen und das Sprachsystem als ein sich im Dienst der Gesellschaft

befindliches Instrument begreift. Die Funktionalstilistik rückt demzufolge den Aspekt des Normativen in den Vordergrund. Die Kategorie der Angemessenheit/Adäquatheit gilt als zentrales Prinzip der Umsetzung der situativen Faktoren (Produzent, Rezipient, Thema, Intention, Kanal) in die sprachliche Gestalt der Äußerung. In dieser Hinsicht und im Selbstverständnis der Funktionalstilistik als didaktische Stilistik sind Beziehungen zur Rhetorik (Kategorie des ‚aptum‘) festzustellen. Die Funktionalstilistik von FLEISCHER/MICHEL u. a. setzt eine außersprachliche, gesellschaftliche Funktion von Stil an, nach der sich die Sprachverwendung richtet. Es werden vier Funktionalstile unterschieden: **Stiltyp der Alltagsrede, Stiltyp der Belletristik, Stiltyp der Sachprosa**, der sich unterscheidet in **Stil wissenschaftlicher Texte** und **Stil der Direktive**. Die so genannten ‚Hauptzüge‘, nach denen die Gliederung vorgenommen wird, sind: **spontan – ausgefeilt, künstlerisch geformt – nicht künstlerisch geformt, Dominanz der Erkenntnisvermittlung – Dominanz der Verhaltenssteuerung**. Diese Hauptzüge bzw. Kriterien sind uneinheitlich. Teils beziehen sie sich auf das Gedanklich-Sprachliche, teils auf das Intentionale. Strittig bleibt, ob man den Texten des Journalismus den Status eines Funktionalstils zuerkennen soll. Als Gegenargument wird die Heterogenität der Texte dieses Bereichs, auch hinsichtlich ihrer Funktionen, angeführt. Diskutieren kann man auch darüber, ob diese Stilbetrachtung für den so genannten Funktionalstil der Belletristik geeignet ist. Es dürfte zumindest schwer fallen, für alle literarischen Texte eine dominierende Funktion, eine einheitliche Korrelation zur gesellschaftlichen Wirklichkeit festzustellen. Eine Möglichkeit der Weiterentwicklung der Funktionalstilistik, deren Ansatz zumindest für die Analyse und Beschreibung von Sachtexten von unbestreitbarem Nutzen ist, liegt darin, die noch zu grobe Funktionalstileinteilung aufzufächern, indem Textsortenstile der Textsorten beschrieben werden, die den jeweiligen Funktionalstilbereichen untergeordnet sind. Damit erwiese sich die Funktionalstilistik deutlich als Bestandteil der Textlinguistik.

Grundkategorien der Funktionalstilistik sind ‚Stilelement‘ und ‚Stilzug‘. Jedes sprachliche Mittel kann in einem Textzusammenhang zur Ganzheitlichkeit des Stils beitragen. Es wird, indem es im Zusammenhang mit anderen Elementen seinen spezifischen Wert für das Stilganze erhält, zum Stilelement. Rhythmus, Reim, Tempus, Modus, Wortbildung, Wortart, Wortwahl, die Anordnung von Wörtern, ja sogar die Schreibung einschließlich der Satzzeichen können stilistisch wirken. Demnach sind alle diese Phänomene, wenn sie in einem solchen Wirkungszusammenhang stehen, Stilelemente. Außerhalb dieses Zusammenhangs sind sie es aber nicht. Stilzüge (auch ‚Stilprinzipien‘) sind Vermittlungsinstanzen zwischen den Stilelementen und dem Stilganzen. Sie stellen eine Art Zwischenebene dar, weniger als das Stilganze und mehr als ein Stilelement. Gemeint ist, dass mehrere Stilelemente auf charakteristische Weise zusammenwirken und damit denselben Wirkungsabsichten dienen. Sie haben präskriptiven Charakter, d. h. sie beziehen sich auf die Textherstellung – indem

wir die dominierenden Stilzüge eines Funktionalstilbereichs kennen, wissen wir, wie ein Text dieses Bereichs im Wesentlichen beschaffen sein muss. Beispiele für Stilzüge des Funktionalstils der Wissenschaft sind **sachlich, folgerichtig, klar/fasslich, abstrakt, dicht/gedrängt, genau, unpersönlich**. Stilzüge sind auch deskriptiver Natur. Wir können uns bei der Analyse und Beschreibung von Texten nach ihnen richten und so überprüfen, inwieweit und mit welchen Stilelementen die zu erwartenden (dominierenden) Stilzüge umgesetzt worden sind. Die Bestimmung von Stilelementen und Stilzügen bezieht sich immer auf ein ‚Stilganzes‘. Damit ist die Bedingung der Einheitlichkeit des stilbildenden Handelns gemeint. Ein sprachliches Element wirkt nur stilistisch, wenn es im Ensemble anderer Elemente in einem gemeinsamen Sinn verwendet wird. Das intendierte Zusammenwirken der Stilmittel bildet das Stilganzes (vgl. hierzu auch 2.4).

1.3.2.2 Pragmatische Stilistik (SANDIG)

Die am Anfang des Abschnitts 1.3.1 vorgestellte allgemeine Stilauffassung trägt wesentliche Züge einer pragmatischen Vorstellung von Stil. Sie wurde als einführende Stilbestimmung an den Anfang gestellt, weil sie die gegenwärtig verbreitetste und grundsätzlich akzeptierte ist. Das Wichtigste soll noch einmal kurz aufgegriffen und auf die Spezifik des SANDIGschen pragmatischen Stilbegriffs bezogen werden. Die pragmatische Stilistik ist eine produktive Weiterentwicklung des sprechakttheoretischen Ansatzes. Stil wird nun nicht mehr auf Einzelwörter oder Sätze, sondern auf ganze Texte bezogen. Innerhalb der Texte ist Stil eine über die sprachliche Form vermittelte Information pragmatischer Art (Sekundärinformation, Stilinformation),

- die die Situation, die dem Text zugrunde liegt, verdeutlicht,
- die sich auf die Selbstdarstellung des Produzenten bezieht,
- die die Beziehungsgestaltung zwischen Produzenten und Rezipienten sprachlich umsetzt,
- die ausdrückt, wie (als welche Textsorte/Gattung) ein Text gelesen werden soll,
- und die schließlich auch etwas über das Verhältnis des Produzenten zu der von ihm benutzten Sprache aussagt.

Aus dieser Aufzählung der Funktionen von Stil wird deutlich, dass das WIE der Mitteilung für das Gelingen von Kommunikation eine große Bedeutung hat. Die Grundgedanken SANDIGs zu ihrer handlungstheoretisch begründeten Stilauffassung sind, mit Bezug auf die Terminologie der Sprechakttheorie, folgende:

- Stil ist als Handeln aufzufassen. Demnach ist er mit den sprechakttheoretischen Kategorien Proposition, Illokution, Lokution und Perlokution zu beschreiben.
- Sprachliches, so auch stilistisches Handeln wird als intentional, absichtsgeleitet aufgefasst.

- Die Alternative Inhalt und Form löst sich mit dem sprechakttheoretischen Ansatz auf. Inhalt wird als die Art der sprachlichen Handlung (Proposition, Illokution), Stil als die Art des Vollzugs der sprachlichen Handlung (Lokution) aufgefasst.
- Sprachlich-stilistisches Handeln ist konventionell und regelhaft. Dabei bezieht SANDIG sich auf Gebrauchstexte und Gebrauchsstile, die erfahrungsgemäß konventionell geregelt sind und die die Beteiligten, damit die Verständigung zustande kommt, wechselseitig kennen müssen.
- Wenn Stile konventionell sind, kann man sie auch nach ihren Konventionen – als Formulierungsmuster – beschreiben.
- Der Produzent kann eine sprachliche Handlung verschieden formulieren und mit den verschiedenen Arten des Formulierens auch Verschiedenes bewirken.
- Der Empfänger erwartet Konventionelles. Auf (gewollte oder ungewollte) Abweichungen vom Konventionellen wird er mit erhöhter Aufmerksamkeit reagieren (vgl. FIX 1997b).

Stilmuster werden, zusammenfassend gesagt, verstanden als Teile von Handlungstypen. Zwei grundlegende Vollzugsweisen (Stilverfahren) sind nach SANDIG DURCHFÜHREN, den Konventionen folgen, und ORIGINALISIEREN / UNIKALISIEREN, von Konventionen abweichen.

Wenn SANDIG (1978, 69 f.) Texte als komplexe Sprechakte auffasst, ist eine wichtige Schlussfolgerung, die man daraus ziehen kann, dass Textmuster nach ihren unterschiedlichen Teilakten beschrieben werden können (vgl. 1.2.5), nach ihrer **Textproposition** (die den Text bestimmende Textreferenz und Textprädikation), nach ihrer **Textillokution** (die den Text dominierende Sprachhandlung) und nach ihrer **Textlokution** (für die Textsorte typische Elemente des Formulierungsaktes) (FIX 1993, 118). Ein solcher Beschreibungsansatz setzt einen ethnomethodologischen Textsortenbegriff voraus, der sich auf das Alltagswissen der Beteiligten stützt (vgl. 1.2.5), darauf, dass alle gemeinsam über die ‚Routinen sprachlichen Handelns‘ verfügen und sowohl deren Befolgen als auch das gewollte Abweichen von ihnen wahrnehmen und interpretieren können (vgl. FIX 1997b).

1.3.3 Textmuster – Stilmuster

Zu ‚Textmuster‘ ist unter 1.2.5 im Zusammenhang mit ‚Textsorte‘ das Wichtigste bereits gesagt worden: Eine Textsorte gilt als Klasse von Texten, die einem gemeinsamen Textmuster folgen, die also von gemeinsamen thematisch-propositionalen, gemeinsamen handlungstypisch-illokutiven und gemeinsamen stilistisch-formulativen Grundelementen bestimmt sind. Wie ordnet sich hier das ‚Stilmuster‘ ein? Es liegt auf der Hand, dass Stilmuster im Bereich des Lokutiven zu suchen sein werden. Die Realisierung von propositionalen und illokutiven Grundelementen im konkreten Text kann ja nur durch die Transposition auf die Textoberfläche, und das heißt, durch die Umsetzung in Sprache geschehen. Dies erfolgt zu großen Teilen mit musterhaften sprachlichen Mitteln

und auch durch Abweichung vom Musterhaften. Die Menge der festgelegten musterhaften, konventionellen Mittel, die für die Realisierung von Textsorten zur Verfügung stehen, also das, was man den stilistischen Kode nennen könnte, sind die Stilmuster. Dazu gehören erstens als globale Muster (im Sinne von Möglichkeitsfeldern) die Funktionalstile und Stilzüge. Zweitens sind die Handlungsmuster, also Stilverfahren des DURCHFÜHRENS und ORIGINALISIERENS, hier einzuordnen. Und drittens haben auch die Stilfiguren als Strukturen/Möglichkeiten, die verschieden ausgeführt werden können, Mustercharakter.

1.4 Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse

1.4.1 Gesprochene Sprache und mündliche Kommunikation

Gesprochene Sprache (GS) und mündliche Kommunikation haben in der linguistischen Forschung seit den 60er Jahren mehr und mehr an Bedeutung gewonnen. Mit den technischen Möglichkeiten zur Aufzeichnung von spontanen Gesprächen im Alltag konnte für empirische Forschungen eine sichere Datenbasis zur Verfügung gestellt werden. Dennoch tun sich für Linguisten, die sich in der Breite auch heute noch an den Normen der geschriebenen Sprache orientieren, immer wieder neue Probleme auf, wenn sie mit gesprochenen Äußerungen in alltäglicher spontaner Kommunikation konfrontiert werden, wie z. B. in folgendem fingierten Verkaufsgespräch:

A: Guten Tag, bitte schön?

B: Zwei Doppelbrötchen und ein Mehrkornbrot, bitte.

A: Noch ein Wunsch?

B: Nein Danke, das war's.

A: Fünf zwanzig, bitte. - Danke, schön[en] Tag noch.

Von den sechs Äußerungen beinhaltet nur eine ein Verb, und auch nur ein Hilfsverb. Sprechen wir so wenig in Sätzen? Müsste nicht dabei auch das Konzept vom Satzbegriff hinterfragt werden? In vielen Fällen unserer alltäglichen Kommunikation haben sich „fest etablierte Muster sprachlicher Situationsbewältigung“ (vgl. ORTNER 1987, 154) herausgebildet.

So vermutet auch schon Barbara SANDIG 1976: „Viele grammatische Regeln spontanen Sprechens scheinen konventionell an bestimmte Typen sprachlichen Handelns gebunden zu sein.“ (S. 99). Diese These wird jetzt mehr und mehr durch Einzeluntersuchungen bestätigt, wobei auch deutlich wird – wie SCHLOBINSKI sagt –, dass mit dem Blick auf die GS die „Perspektive zu einer radikalen Pragmatisierung der Syntaxschreibung“ (1997, 10) eröffnet wird. So sollten in einem deskriptiv-phänomenologischen Vorgehen, das sich konsequent am Korpus orientiert, die jeweiligen grammatischen Kategorien auch in ihrer interaktiven Relevanz gesehen werden. Grammatische Erscheinungen der GS können immer nur in Abhängigkeit von **Situationalität**, **Spontaneität**, **Emotionalität** und **Interaktionalität** gesehen werden.

Seit den 60er Jahren ist eine heute fast nicht mehr überschaubare Fülle von Publikationen zur gesprochenen Sprache und Gesprächsanalyse erschienen, denen es im Wesentlichen um die Beschreibung der gesprochenen Standardsprache, weniger um dialektale Besonderheiten geht.

1.4.1.1 Zum Begriff der gesprochenen Sprache

Bei der Frage, was unter GS zu verstehen ist, wird meist auf STEGER (1967) zurückgegriffen (S. 262-264), der unter gesprochener Sprache nur das versteht,

- was vorher nicht aufgezeichnet wurde,
- was vorher nicht länger für einen bestimmten Vortragszweck bedacht wurde,
- was nicht in Vers, Reim, Melodie oder vergleichbar fester Bindung steht,
- was im Rahmen des jeweils gesprochenen Sprachtyps als ‚normal‘, d. h. als richtig anzusehen ist (darunter verstehe ich den Textmusterbezug).

SCHANK/SCHOENTHAL (1976, 7) fassen als gesprochene Sprache:

„frei formuliertes, spontanes Sprechen aus nicht gestellten, natürlichen Kommunikationssituationen, Sprache also im Sinne von Sprachverwendung, nicht von Sprachsystem“.

Damit sind also auch ausgeschlossen: simulierte (für didaktische Zwecke konstruierte) Dialoge, fiktive/fiktionale und rezitierte GS.

Erste Gedanken zu den Spezifika der gesprochenen Sprache formulierte schon BEHAGHEL vor mehr als 100 Jahren. In den Untersuchungen späterer Jahrzehnte (BAUMGÄRTNER 1959, HÖHNE-LESKA 1975, WEISS 1975, SCHANK/SCHWITALLA 1980, ANTOS 1982 – um nur eine Auswahl zu nennen) wurden folgende sprachliche Merkmale der GS zusammengetragen: im syntaktischen Bereich kürzere Sätze, Einfachsätze, Ellipsen, Ausrahmungen, Nachträge, Prolepsen, Aposiopesen und Anakoluthe, isolierte Spannsätze, asyndetische Anschlüsse; im kommunikativ-pragmatischen Bereich Kontaktparenthesen, Gliederungssignale, Abtönungs- oder Modalpartikeln, Selbstkorrekturen, gefüllte und ungefüllte Pausen, Hörersignale.

Der kritikwürdigste Punkt vieler bisheriger Ansätze scheint zu sein, dass sie den Satz als dominierendes Kriterium angesetzt haben. Davon distanzieren sich SCHLOBINSKI, SCHWITALLA und auch die IDS-Grammatik (ZIFONUN u. a. 1997) Ende der 90er Jahre. Rainer RATH setzt sich 1992 mit der Anwendbarkeit des Satzbegriffs auf die GS auseinander. Er spricht vom Satz als Abstraktum (= Menge aller Regeln zu seiner Bildung) und vom Satz als Konkretum, der durch Zeichensetzung und Vollständigkeitsbedingungen charakterisiert ist (S. 251). In spontanen Gesprächen gelten diese Syntaxregeln zwar weiterhin – so meint er –, denn potentiell werden immer Sätze gebildet, aber Sprecher und Hörer legen „eine eigene interaktive Gliederung über die Syntax“ (S. 259). So werden konkrete syntaktische Gebilde „durchgesetzt“ oder „unterbrochen“ von interaktiven Anweisungen, sodass es zur Bildung von **Äußerungseinheiten** kommt,

die mit ‚Sätzen‘ identisch sein können, aber nicht sein müssen. Äußerungseinheiten sind nach RATH (1992, 262) Ergebnisse interaktiver und kognitiver Prozesse. Diese Prozesse setzen syntaktische Regeln voraus und relativieren sie zugleich. Eine solche Annahme geht konform mit den Erkenntnissen der Wahrnehmungspsychologie, wonach aufeinander folgende Elemente bis zu ca. 3 Sekunden vom Rezipienten als Einheit interpretiert werden können. Zu den Gliederungsinstrumentarien für Äußerungseinheiten zählen prosodische, syntaktische und lexikalische Mittel (s. unter 1.4.1.2).

Aus der anfänglich statistischen Beschreibung der GS-Charakteristika entwickelte sich also bald der Versuch, diese für die GS auffälligen Erscheinungen in ihrer interaktionalen Funktion zu beschreiben. So sind auch heute noch viele besonders in der GS verwendete Strukturen nur unzureichend – wenn überhaupt – beschrieben.

Dabei stellt sich die Frage, haben wir es vielleicht mit einem eigenen System der gesprochenen Sprache zu tun? STEGER verweist 1972 (S. 206) auf ein prinzipiell gleiches System, bei dessen Verwendung im gesprochenen Medium Unterschiede der Häufigkeit im Vergleich zur geschriebenen Realisierung deutlich werden. Eine ähnliche Annahme formuliert auch ENGEL 1974 (S. 199), indem er von einer spezifischen Verwendung grammatischer Regeln in der (gesprochenen) Alltagssprache spricht. SCHWITALLA bestätigt diese Häufigkeitsunterschiede im Vorkommen sprachlicher Formen, nennt aber zwei Ausnahmen, die ausschließlich im (konzeptionell) Mündlichen verwendet werden: das Superperfekt (*Ich habe das ganz vergessen gehabt*) und die Operator-Skopos-Konstruktion *weil/obwohl* + Hauptsatz (1997, 19).

Im Folgenden wollen wir uns nur auf die gesprochene Standardsprache beziehen, denn nur sie „verfügt in vollem Umfang über beide Existenzweisen“ (NERIUS 1987, 835) und ermöglicht somit den Vergleich zur geschriebenen Sprache.

‚Gesprochene Sprache‘ heißt eigentlich immer Verwendung der Sprache in phonischer Form, und diese **Realisierungsweise/Existenzweise** kann in ihrer Spezifik immer nur in Gegenüberstellung mit der anderen Möglichkeit der Realisierung, der geschriebenen Form, erfasst werden (vgl. SCHWITALLA 1997, 15). Dabei ist gleichermaßen zu berücksichtigen, dass die differenzierten Bedingungen der Produktion und Rezeption von GS und geschriebener Sprache zu differenzierten Anwendungsbereichen führen und so unterschiedliche Textsorten ausbilden. Diese Ausbildung funktionaler Unterschiede beider Existenzweisen führt nach NERIUS (1987, 832) auch zu einer gewissen strukturellen Differenzierung. Im Wesentlichen geht es also um den Unterschied von **konzeptioneller Mündlichkeit** und **konzeptioneller Schriftlichkeit** (vgl. SCHWITALLA 1997, 17).

Die Bedingungen, die die phonische Realisierungsform/Existenzweise der Sprache ausmachen, sind Flüchtigkeit, Schnelligkeit und Spontaneität der Produktion, die **Face-to-face-Situation** von Sprecher und Hörer, die den Einsatz nonverbaler Elemente in besonderem Maße möglich macht, sowie die wechselnde Aktivität von Sprecher und Hörer. In gemeinsamer Formulierungsarbeit produzieren beide einen Text, wobei es auch zu Überlappungen bzw. simultanem Sprechen kommen kann. Mithilfe von Nachfragen, Fortführungen, Korrekturen, Zustimmungen und Entgegnungen im Zusammenhang mit Konstruktionsübernahmen entsteht ein Gesprächstext. Durch das Moment des Spontanen werden auch „Spuren der Gedankenbildung“, wie SCHWITALLA (1997, 30) sagt, erkennbar, denn einmal Gesagtes bleibt auch nach einer Korrektur – im Gegensatz zum Geschriebenen – präsent, man kann es nicht ungeschehen machen. Versprecher, die dabei vorkommen, werden häufig vom Sprecher selbst oder auch vom Hörer gar nicht bemerkt, der Hörer hört i. d. R. eine Lautfolge gleich „richtig“, da er ja auf die Bedeutung konzentriert ist. Umfassendere Selbstkorrekturen oder auch Verzögerungen im Formulieren werden vom Hörer kaum oder nur am Rande registriert, denn das würde ihn von der Bedeutungserfassung ablenken. In solch einem spontanen Formulierungsprozess tastet sich der Sprecher langsam vom Vagen zum Präzisieren vor, sodass der Hörer die allmähliche Bedeutungsherstellung mitverfolgen kann (SCHWITALLA 1997, 31, vgl. auch ANTOS 1982). Mit diesen Charakterisierungen gesprochener Texte bewegen wir uns im Kernbereich der GS bzw. mündlichen Kommunikation.

Periphere Bereiche lassen sich z. B. in der Telefonkommunikation erkennen, bei der eine räumliche Distanz zwischen den Partnern besteht, also keine mimischen und gestischen Mittel einsetzbar sind. Auf der anderen Seite könnten als Randbereich schriftlich vorbereitete, aber relativ frei gehaltene Vorträge oder Diskussionsbeiträge auf einer wissenschaftlichen Konferenz angesehen werden, also Formen einer starken Annäherung an konzeptionell Schriftliches. Andreas WEISS (1975) stellt in seinen Untersuchungen fest, dass Texte mit schwierigeren Themen einen geringeren Grad von Spontaneität aufweisen und sich dadurch stärker an die schreibsprachliche Norm angleichen.

Heute kommt als weitere Möglichkeit die Internetkommunikation hinzu, bei der Vertrautheit zwischen den Partnern (vgl. Anm. SCHWITALLA 1997, 19) konzeptionelle Mündlichkeit deutlich werden lässt. Daraus wird m. E. erkennbar, worauf schon viele Linguisten seit BEHAGHEL hingewiesen haben, dass es zwischen gesprochenen und geschriebenen Äußerungen im konzeptionellen Sinne keine scharfe Trennlinie geben kann (s. SCHWITALLA 1997, 17) und dass mit all diesen Abstufungen auf ein grammatisches System Bezug genommen wird, dessen Regularitäten in unterschiedlicher Weise zur Anwendung kommen.

1.4.1.2 Sprachliche Besonderheiten der mündlichen Kommunikation

An dieser Stelle sei nur knapp auf die Spezifika der gesprochenen Sprache verwiesen (vgl. hierzu auch Kapitel 4.1.3). Im Analyseteil werden dann charakteristische Phänomene beschrieben und in ihrer linguistischen Fassung problematisiert (s. 3.12). In erster Linie resultieren diese Spezifika aus den **lautlichen** Möglichkeiten einer Äußerung wie Variation der Lautstärke und Akzentuierung, Tonhöhenbewegung, Sprechtempo und Pausen. Diese prosodischen Mittel werden vom Produzenten funktional genutzt zur Gliederung von Äußerungseinheiten und zur Hervorhebung einzelner Äußerungsteile. In ähnlicher Funktion können syntaktische Strukturen eingesetzt werden (meist in Zusammenhang mit der Prosodie), aber auch lexikalische Mittel.

Die **Spontaneität** und der damit verbundene „Versuch-Irrtum-Heurismus“ (s. ANTOS 1982) führen zu grammatischen Fehlern, Abbrüchen, Neuansätzen, zu Wiederholungen und sog. Heckenausdrücken. **Situationalität** und **Intentionalität** bringen eine erhöhte Frequenz von Deiktika, Modalpartikeln und Interjektionen sowie Wiederholungen mit sich und ermöglichen elliptische und Hervorhebungsstrukturen sowie situativ und sozial markierten Wortschatz. All diese sprachlichen Charakteristika sind somit auch im Zusammenhang mit nonverbalen Phänomenen zu betrachten.

Mit der **Prosodie** haben wir eine sprachliche Erscheinung, die selbstverständlich nur der gesprochenen Realisierung der Sprache zukommt. Sie gibt uns die Möglichkeit, syntaktisch-semantische Einheiten durch ihre äußere Form als Einheit zu signalisieren. Äußerungseinheiten (s. 1.4.1.1), die von RATH auch als Hypothesen über die kommunikative Gliederung gesehen werden (1992, 253), können prosodisch kürzer oder länger als Sätze sein. Jedoch wirken syntaktische Strukturen von ganzen Sätzen projizierend, sie werden von den Hörern inhaltlich mitkonstruiert (SCHWITALLA 1997, 51). Im Lichte dieser Einheitsgliederung stehen folglich prosodische Merkmale im engen Zusammenhang mit einzelnen syntaktischen Phänomenen.

Elisionen, Klitika und Assimilationen (Näheres dazu s. unter 3.12) sind charakteristische Erscheinungen gesprochener Sprache. Besonders an einzelnen klitischen Formen im präpositionalen Bereich lässt sich eine Abstufung von regulärem schriftsprachlichem Gebrauch bis zur lockeren gesprächssprachlichen Zusammenziehung ausmachen (*zur Post – aufs Feld – fürn ganzen Tag, aufm Balkon*).

Bekanntermaßen werden Pausen im sukzessiven Formulierungsprozess gern durch **lautliche Signale** wie *äh, ähm* gefüllt, diese können aber gleichzeitig auch Signal dafür sein, dass fortgesetzt werden soll, das Rederecht also weiter beansprucht wird (dazu auch andere lexikalische Signale, s. u.). In der Gesprächssituation kommt es oftmals (und am Telefon fast notwendigerweise) zu **Hörersignalen** an Stellen, wo ein Sprecherwechsel durch Abschluss einer Äußerungseinheit denkbar wäre: *hm, ja*. Wird ein Sprecherwechsel angestrebt, ohne dass der Partner sein Rederecht schon abgeben möchte, erleben wir nicht

nur im Alltag, sondern auch vielfach in Mediengesprächen ein simultanes Sprechen (s. Transkriptionstext in 3.12). Treten Pausen nach Einheiten beendenden Signalen (Satzabschluss, Intonation) auf, so dienen sie der zusätzlichen Verstärkung der Äußerungssegmentierung (SCHWITALLA 1997, 56).

Syntaktische Erscheinungen wie Einfachsätze, parataktisches Nebeneinander, Ellipsen, Parenthesen, Prolepsen und andere Vor-Vorfeldbesetzungen, Nachträge, Ausrahmungen, Anakoluthe und Aposiopesen sind in der Forschung als sprachliche Charakteristika der gesprochenen Sprache genannt worden. Einige dieser Phänomene (z. B. Anakoluthe, Vor-Vorfeldbesetzung und Ellipse) bedürfen zum gegenwärtigen Zeitpunkt einer differenzierteren Betrachtung, besonders im Hinblick auf ihre interaktive Funktion. So ist z. B. kritisch zu hinterfragen, ob es sich bei der Verwendung von (subordinierenden) Konjunktionen wie *weil* und *obwohl* mit einer Verbzweit-Stellung um fehlerhafte Strukturen (Anakoluthe) handelt (vgl. dazu auch Analyse in 3.12). Susanne GÜNTHER (1993) beschreibt die unterschiedlichen Diskursfunktionen solcher Strukturen. Sie stellt fest, dass *obwohl* in dieser syntaktischen Struktur eine Korrektur hinsichtlich der vorausgegangenen Äußerung markiert: *Ich nehm noch ein Gläschen. Obwohl – ich hab ja schon drei getrunken.* (S. 56)

Gliederungssignale, die als Operatoren mit speziell illokutivem Potential im Gespräch eingesetzt werden, können unter syntaktischem Gesichtspunkt als Vor-Vorfeldbesetzungen angesehen werden. Dazu zählen Formen von Partikeln (*ja, na ja*), Adverbien bzw. Modalwörter (*also, sicherlich*), adverbiale Wortgruppen (*im Gegenteil – ich habe heute viel Zeit*) und die Anrede bis zum isolierten Spannsatz (*Was ich dir schon lange mal sagen wollte – deine Pflanze entwickelt sich prächtig bei mir.*).

Interjektionen fungieren als selbständige Gesprächsschritte oder Turns (ähnlich den Hörersignalen): *Ach!, Ah!, Hehe!* oder sind als Einstellungsindikatoren der Äußerung vorangestellt: *Ach – das ist ja toll!* (Erstaunen), *Oh ja – das ist ne gute Idee!* (Begeisterung).

Vagheitsindikatoren, sog. Heckenausdrücke, werden bei Formulierungsproblemen besonders häufig produziert (SCHWITALLA 1997, 173): Heute stark in Mode gekommen sind *sag ich mal, denk ich mal*; andere Beispiele: *oder so, irgendwie, was weiß ich*.

Vielfach sind spontane mündliche Redebeiträge auch reich an lexikalischen Wiederholungen und Wiederholungen ganzer Aussagen, die das Gesagte eindringlicher gestalten und Emotionen verstärken können. Mit Hinblick darauf, dass andererseits durch eine Fülle **elliptischer Strukturen** und **Deiktika** die Äußerungen in hohem Grade ökonomisch gehalten sind, lässt sich das schon von der Funktionalstilistik für diesen Bereich hervorgehobene Prinzip von Ausdrucksökonomie bei gleichzeitiger Ausdrucksfülle (RIESEL 1964) bestätigen. Unter den lexikalisch-grammatischen Phänomenen sind es besonders die **Abtönungspartikeln** (*ja, aber, doch, mal, halt ...*), die die GS charakterisieren, hier also in deutlich höherer Frequenz vorkommen. Nach Dorothea FRANCK

(1980, 31) haben diese Partikeln in der mündlichen Kommunikation die Aufgabe, situationsdefinierend, beziehungsgestaltend, konversationssteuernd und konnektierend sowie illokutionsmodifizierend zu wirken.

Verständlicherweise haben in der ungezwungenen mündlichen Kommunikation des Alltags lexikalische Einheiten ihren Platz, die prädestiniert sind für den Gebrauch im Mündlichen, indem sie Emotionalität und Lockerheit der Sprecher zum Ausdruck bringen, wie z. B. **umgangssprachlich markierte Lexeme** (s. dazu 2.6) oder **Phraseologismen**, die neben ihrer umgangssprachlichen Markiertheit eine Bildlichkeit vermitteln und somit eine Intensivierung des Ausgedrückten erreichen. Dass dieses Bestreben, den Ausdruck zu intensivieren und vom Gewohnten abzuweichen, oft in der mündlichen Kommunikation von entscheidender Bedeutung ist, kann man daran beobachten, dass sich immer wieder neue Phraseologismen herausbilden, die meist in der Sprache einzelner sozialer Gruppen ihren Ursprung haben. Eine besonders kreative Rolle kommt dabei der Jugendsprache zu (z. B. *kein[en] Bock haben, den Abflug machen*).

Gerade im mündlichen Sprachgebrauch lassen sich am ehesten **soziale** oder **regionale** Bindungen einzelner Sprecher an der Lexik erkennen. SCHWITALLA verweist darauf, dass „jede soziale Gemeinschaft [...] ein Repertoire lexikalischer Mittel ausbildet, „an dem sie erkennbar ist.“ (1997, 184)

Wie oben schon kurz erwähnt, ist die Prosodie untrennbarer Bestandteil einer mündlichen Äußerung und kann entscheidend für die Bedeutungskonstitution der jeweiligen Äußerung sein. Daneben spielen **nonverbale Mittel** wie **Mimik** und **Gestik** sowie der **Blickkontakt** in der Face-to-face-Kommunikation eine nicht zu unterschätzende Rolle (SCHWITALLA 1997, 190). Sie unterstützen (viele Gesten werden oft unbewusst vom Sprecher hervorgebracht) die Äußerungen oder geben Auskunft über die Gefühlslage des Sprechers (Mimik), auch Hörersignale können auf nonverbaler Ebene abgegeben werden (Kopfnicken). Um mündliche Kommunikation in ihrem Funktionieren zu erfassen, müssen folglich alle drei Symbolebenen betrachtet werden: die verbale, die prosodische und die nonverbale (s. SCHWITALLA 1997, 194).

1.4.2 Gesprächsanalyse

Mit der Hinwendung zur gesprochenen Sprache in den 60er Jahren rückte die Sprachwissenschaft bald auch die gesamte Komplexität der mündlichen Kommunikation in das Blickfeld ihrer Forschung. Die pragmatische Wende (s. 1.1) lenkte das Interesse der Forscher auf Vorgänge, Regeln und sprachliche Strukturen der realen alltäglichen Interaktion von Partnern. Insofern stellt sich die Gesprächsanalyse als ein spezieller Teilbereich der Textlinguistik dar.

1.4.2.1 Grundlagen der Analyse von Gesprächen

Während die Forschung zur gesprochenen Sprache (s. 1.4.1) sich in den Anfängen vor allem den syntaktischen Besonderheiten der GS im Vergleich zur geschriebenen Sprache zuwandte und damit Charakteristika aufdeckte, die der Beteiligung mehrerer Partner an der Entstehung eines Gesprächstextes und der Spontaneität in der Situation geschuldet sind, betonen spätere Arbeiten zur GS die interaktive Funktion dieser Besonderheiten (s. bes. Vor-Vorfeldbesetzungen, *weil*-Strukturen, Gliederungs- und Hörersignale u. Ä.). So ging mit der Einbeziehung kommunikativ-funktionaler Aspekte aus der GS-Forschung die Analyse von Gesprächen hervor. Diese Disziplin, die Gesprächsanalyse, wurde wesentlich befördert durch die soziologisch (ethnomethodologisch) geprägte **Konversationsanalyse** einerseits und andererseits durch die **Sprechakttheorie** (vgl. 1.2.1). In Zusammenhang mit der Betonung des Handlungscharakters von Sprache, der zwar nur an selbstkonstruierten Einzelsätzen verdeutlicht werden soll, räumt die Sprechakttheorie den Intentionen des Individuums, die sich wiederum auf kollektive Muster beziehen, größeren Raum ein. Das Ziel besteht nicht in der Analyse von Einzelinteraktionen, sondern in der Modellierung der Sprechakt-Kompetenz, in der Erfassung eines abstrakten Regelsystems (vgl. ADAMZIK 1995b, 46). So wurde gefragt nach konventionellen sprachlichen Kennzeichen einzelner illokutiver Akte (sog. Illokutionsindikatoren). Gespräche werden nach diesem Ansatz gesehen als

„komplexe, kommunikative Handlungen, die in umfassende gesellschaftlich-institutionelle Handlungskontexte eingebettet sind und sich aus Sprechakten bzw. Sprechaktsequenzen konstituieren“ (BRINKER/SAGER 1989, 17).

Obwohl sich SEARLE selbst sehr skeptisch hinsichtlich einer Erweiterung der sprechakttheoretischen Betrachtungsweise auf Dialoge äußerte, ist eine Untersuchung bestimmter Sprechaktsequenzen zur Erfassung von Dialogmustern/Dialogtypen letztlich unerlässlich. Dabei kann der Interpret mit der Analyse von Dialogen „Regeln explizieren, die intersubjektiv geteilt werden“ (HOLLY 1992, 20). Der illokutionäre Zweck des initialen Sprechaktes bildet dabei den Ausgangspunkt und bringt das kommunikative Ziel des Gesprächs ein (vgl. HINDELANG 1994, 105).

Eine eher prozedurale Perspektive nimmt die **Konversationsanalyse** ein, indem sie fragt: Wie organisieren Mitglieder einer Gesellschaft ihre Alltagswirklichkeit, über welche kollektiv verbindlichen Muster des gemeinsamen Handelns verfügen sie dabei? Ihr besonderes Interesse gilt der Organisation des Sprecherwechsels und den Sequenzregeln der einzelnen **Turns (Gesprächsschritte)** im Gesprächsablauf. In dieser ethnomethodologischen Tradition befinden sich auch Barbara SANDIG und Margret SELTING mit ihrer Gesprächsstilistik, wenn sie Stil als interaktionales Herstellen von Sinn bezeichnen. Stile werden im Gespräch gemeinsam ausgehandelt (s. SELTING 1997a, 4) und damit kann Wirklichkeit geschaffen oder in ihrem Charakter bestätigt werden.

Stile sind somit „Kontextualisierungshinweise“ (vgl. auch 1.3.1), indem sie auf gemeinsames Wissen, Situationskontexte und Teilnehmerbeziehungen referieren und damit den Interpretationsrahmen für die Äußerungen liefern (SELTING 1997a, 11). Die gemeinsame Aktivität des Aushandelns von Stil und Sinn in Gesprächen zeigt sich darin, dass jede Reaktion auf eine Vorgängeräußerung eine Interpretation dieser Vorgängeräußerung durch den Partner impliziert (SELTING 1997a, 33).

1.4.2.2 Zur Analysepraxis und ihren Kategorien

Nach BRINKER/SAGER (1989, 17) sind beide Ansätze, der ethnomethodologische und der sprechakttheoretische, als komplementär zu betrachten. Die hohe Komplexität des Gegenstandes erfordert es, wie vielfach betont wird (ADAMZIK 1995b, 53; HOLLY 1992, 20), in der analytischen Arbeit verschiedene Herangehensweisen zu verbinden.

Redekonstellation und Gesprächstypologisierung

Ausgangspunkt für erste Textklassifikationen im Bereich der mündlichen Kommunikation waren die so genannten **Redekonstellationstypen** des Freiburger Modells (STEGEGER u. a. 1974 in der Weiterentwicklung von HENNE/REHBOCK 1982), die auf folgenden Kategorien beruhen: Teilnehmerzahl, soziale Beziehung/Rollen und Bekanntheitsgrad der Gesprächspartner, Öffentlichkeitsgrad, Grad der Vorbereitung, Themafixiertheit und Modalität der Themenbehandlung, Kommunikationsbereich, Raum-Zeit-Verhältnis, Verhältnis von Kommunikation und nichtsprachlichen Handlungen (vgl. BRINKER/SAGER 1989, 110-112).

Eine grobe Einteilung von Gesprächen schlägt HENNE (1977, 69) vor, indem er in „arbeitsentlastete“ und „arbeitsorientierte“ Gespräche gliedert. TECHTMEIER (1984, 58 f.) schlägt eine Typologisierung nach Verständigungsart (Monolog – Dialog), nach Rederecht (asymmetrische und symmetrische Dialoge), nach Zielidentität (kooperative und konfliktäre Dialoge) und nach Übereinstimmung der Position (kontroverse und nichtkontroverse Dialoge) vor. Neuere Typologisierungsvorschläge nehmen Bezug auf das von FRANKE 1986 (S. 89) entwickelte Typologisierungskonzept, in dem er drei funktional bestimmte Gruppen aufstellt: **komplementäre** Dialogtypen (DT), bei denen es um die Beseitigung eines Defizits geht, **koordinative** DT, die dem Ausgleich von Interessen dienen, und **kompetitive** DT zur Durchsetzung individueller Ansprüche. Diese Funktionen können sich in den drei Bereichen kognitiv, praktisch und emotiv-psychisch ergeben. Komplementäre Dialoge im kognitiven Bereich hat HUNDSNURSCHER im Handbuch der Dialoganalyse (1994, 234) hierarchisch untergliedert bis zu Textsorten wie Wegauskunft, Meinungsbefragung, Unterrichtsgespräch u. a. Dennoch ist wohl auch heute noch BRINKER/SAGER zuzustimmen, wenn sie meinen, dass die linguistische Gesprächsforschung von der Aufstellung einer stimmigen Gesprächstypologie noch

weit entfernt ist (1989, 113), wobei diese für die Analyse konkreter Gespräche nach ihrer Meinung auch nicht unbedingt notwendig ist. Dafür genügt es,

„den sozialen und situativen Kontext des jeweiligen Gesprächs (z. B. Kommunikationsform und Handlungsbereich) sowie die übergeordnete Funktion (Zweck, 'Sitz im Leben') zu bestimmen, die das Gespräch in diesem Rahmen erfüllt bzw. erfüllen soll. Ziel dieser kontextuellen und kommunikativ-funktionalen Beschreibung ist es, die Interaktionsbedingungen und -normen zu rekonstruieren, die auf das Kommunikationsverhalten der Gesprächspartner einwirken.“ (ebd.)

Organisationsstrukturen von Gesprächen

In der Regel weisen Gespräche drei Phasen auf: eine **Eröffnungsphase**, die **Kernphase** (Gesprächsmitte, in der das Hauptthema entfaltet wird) – Nebenthemen können dabei so genannte Gesprächsränder bilden – und die Schluss- oder **Beendigungsphase**. Eröffnungs- und Beendigungsphase sind oft sehr stark ritualisiert, in besonderem Maße wird das in der Telefonkommunikation deutlich (Eröffnung: Vorstellen, Anliegen vortragen; Beendigung: z. B. Dank, Wunsch Ausdruck, Verabschiedungsformel bei gegenseitigem Einverständnis der Partner). Mit diesen Phasen sind makrostrukturelle Elemente erfasst. Auf der mediostrukturellen Ebene beschreibt die Gesprächsanalyse die einzelnen **Gesprächsschritte** (turns) in ihrer Funktion und Abfolge. Diese Gesprächsschritte sind kommunikative Handlungen eines Partners – also monologische Passagen innerhalb des Gesprächs –, die mit einem Sprechakt zusammenfallen können, aber meist komplexer sind (BRINKER/SAGER 1989, 63). Nach ihrer allgemeinen Funktion können Gesprächsschritte (oder auch Gesprächszüge) unterteilt werden in **initiiierende/initiative** und **respondierende/reaktive** oder auch **initiativ-reaktive** (nach dem Genfer Modell der Gesprächsanalyse: MOESCHLER 1994, 75). Bestimmten initiativen Gesprächsschritten folgen konventionell bestimmte reaktive Gesprächsschritte, sodass sich charakteristische **Paarsequenzen** ergeben: Frage–Antwort, Angebot–Annahme/Ablehnung, Vorwurf–Rechtfertigung/Entschuldigung. Diese Sequenzierung sowie die Art des **Sprecherwechsels** (turn-taking) bilden den Schwerpunkt auf der mediostrukturellen Ebene der Analyse. Auf mikrostruktureller Ebene wird dann das konkrete sprachliche oder nichtsprachliche Material als Indikator für Sprechaktfunktion (z. B. Modalpartikeln, Satzmodus), für Sprecherwechsel (z. B. Schlussignal, Blickkontakt ...) und Gesprächsgliederung (z. B. Prosodie, Anredeformen) sowie die von situativem und sprachlichem Kontext bestimmte Form der Umsetzung von Sprecherintentionen (z. B. Ellipsen, umg. Elemente; s. 1.4.1 gesprochene Sprache) betrachtet. Das Stilistische (vgl. Gesprächsstile nach SANDIG/SELTING 1997) äußert sich folglich nicht nur auf dieser Mikroebene in der konkreten sprachlichen Realisierung von Sprechakten/Gesprächsschritten, sondern auch in der Art und Weise der Abfolge von Gesprächsschritten, in der Frage des individuellen Umgangs mit konventionalisierten Abfolgen – also auf der Medioebene (vgl. dazu auch: Pragmatische Stilistik 1.3.2.2).